

Alfred Grosser

Le Mensch

Die Ethik der Identitäten



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0499-0

Copyright © 2017 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Umschlag: Hermann Brandner, Köln
Umschlagfoto: © Badische Zeitung, Ingo Schneider
Satz: just in print, Bonn
Druck und Verarbeitung: CPI books, Leck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2017

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhalt

EINLEITUNG	7
Selbstdarstellung	
KAPITEL 1	13
Der Finger und das schlimme »Die«	
Zwei Sonderfälle: »die« Deutschen und »die« Frauen	
Die Deutschen	18
Die Frauen	28
KAPITEL 2	44
Geschichte und Erinnerung	
Historiker und »kollektive Erinnerung«	44
Widersprüche in der Erinnerung an Persönlichkeiten.	48
Auschwitz im Vergleich	60
Vichy und Algerien	73
Nachher: »Historisieren«? Die schöpferische Erinnerung.	76
KAPITEL 3	85
Politik	
Politik ist überall	85
Die Legitimität als vermeintliches Instrument der	
Identifikation	87
Das Gesetz und seine Hüter	95
Der Staat, seine Diener und seine Richter	106
Kein Wahlsystem ist gerecht	110
Parteien und Regierungen	114

KAPITEL 4	123
Europa ohne und mit Flüchtlingen	
Grenzen	123
Jean Monnet und die Identität des organisierten Europas ...	129
Europäische Identität durch Währung und Wirtschaft?	147
Europa mit Flüchtlingen	152
KAPITEL 5	163
Gesellschaft	
Das schlimme Geld und die Ethik	164
Unten, oben, dazwischen	167
Alt und jung	174
Medien	178
Kultur und Erziehung	191
KAPITEL 6	207
Identitäten der Religionen	
Die Schrift	207
Christentum: Das Negative und die zwei Fragen	210
Die Päpste und ihre Kirche	214
Luther und andere Protestanten	223
Kirchen in Deutschland	225
Französische Kirchen und die laïcité	234
Juden und Israel	243
Der Islam bei uns	256
SCHLUSSBETRACHTUNG	262
Das Menschwerden inmitten der Verzweiflung am Weltgeschehen: Pessimistische Zuversicht	
PERSONENREGISTER	271

EINLEITUNG

Selbstdarstellung

Jeder von uns hat vielfältige Identitäten, und sei es nur, weil er mehrere gesellschaftliche Zugehörigkeiten besitzt. Der Autor will sich in diesem Sinne vorstellen.

Ich bin ein Mann und keine Frau. Das gibt mir heute noch in der französischen wie deutschen Gesellschaft unverdiente Vorteile. Ich bin alt, aber meine seit langem erwachsenen Söhne arbeiten für mein Ruhestandsgeld. Ich war beamteter Professor, gehörte also zu jenem privilegierten Teil der Gesellschaft, der nicht arbeitslos werden kann. Ich bin Pariser. Musik, Theater, Ausstellungen: Im Kulturleben genieße ich alle Vorteile von Zuschüssen, die nur in der französischen Hauptstadt verteilt werden. Ich liebe meine Stadt Paris, mit einer kritischen Einschränkung: Wie viele meiner jüngeren und auch weniger jungen Mitbürger bin ich Fußballfan, doch im Gegensatz zur Anhänglichkeit der meisten Madrilenen, Barceloner und Münchener an »ihren« lokalen Verein, verachte ich den Fußballclub, der sich *Paris-Saint Germain* nennt und von Katar finanziell unterhalten wird. Der kleine, überall – auch an Terroristen – Geld verteilende Ölstaat stellt dem Club jährlich 500 Millionen Euro zur Verfügung, was ihm erlaubt, alle anderen französischen Mannschaften an die Wand zu spielen. Seit 1980 haben wir ein kleines Haus mit Garten in der Bretagne, unweit von Guingamp, einer Kleinstadt. Deren Stadion kann mehr Fans aufnehmen, als sie selbst Einwohner hat, und ihr Team bleibt auch mit wenig Geld Jahr für Jahr in der Ersten Liga.

Ich bin Franzose seit 1937. Manuel Valls, der französische Premierminister, ist es seit 1982, die Oberbürgermeisterin von Paris, Anne Hidalgo, seit 1973, die Erziehungsministerin Najat Vallaud-Belkacem seit 1995. Nicolas Sarkozy de Nagy-Bocsa ist der Sohn eines ungarischen Flüchtlings. Niemand würde davon reden, dass wir einen »Migrationshintergrund« hätten. Wir sind Franzosen *durch und durch*.

Ich weiß aber, dass es eine andere Art Franzosen gibt. Die jungen arabischen Leute in den sogenannten banlieues (Vororten) sind fast alle Franzosen, während viele der jungen Berliner Türken Türken bleiben. Sie werden stark diskriminiert. Schlechtere Wohnungen, schlechtere Schulen, kaum Berufsaussichten, kaum Chancen rauszukommen und schlechte Behandlung durch die Polizei. Da ihnen die französische gleichberechtigte Identität verweigert wird, suchen sie sich eine andere, und zwar den Islam. Aber dieser war nicht zuerst da, sondern die Diskriminierung.

Geboren wurde ich 1925 in Frankfurt am Main. Meine Eltern haben mich und meine Schwester im Dezember 1933 nach Frankreich mitgenommen. Zuvor hatte mein Vater als Jude die Leitung des Frankfurter Clementine Kinderhospitals, das übrigens noch heute existiert, verloren, durfte seine Professur für Kinderheilkunde an der Universität nicht mehr ausüben und war aus dem Verband der »EK I-Träger« (des Eisernen Kreuzes Erster Klasse) ausgestoßen worden, obwohl er von 1914 bis 1918 an der »Westfront« als Stabsarzt gestanden und »gedient« hatte. Am 7. Februar 1934 starb er an einem Herzschlag, was natürlich – laut Entscheidung deutscher Ämter nach dem Krieg – mit der Emigration nichts zu tun hatte!

Es gibt auch kompliziertere Identitätszuschreibungen. Ich sei, schrieb ein deutscher Journalist einmal mit Recht, ein »jüdisch geborener, mit dem Christentum geistig verbundener Atheist«. Meine Frau ist gläubige Katholikin, tätig in der Krankenhausdia-

konie und eng mit den Jesuiten verbunden. Unser Honigmond ist auch nach 57 Jahren noch nicht vorbei. Erst spät haben wir entdeckt, dass wir nach dem 1. Korintherbrief 7, 14 leben: »Eine Frau soll ihren ungläubigen Mann nicht verstoßen, wenn er einwilligt, weiter mit ihr zusammenzuleben.« Meine Frau ist übrigens Südfrau und war Doktorandin der politischen Wissenschaft, bei mir. Wobei das Thema ihrer Dissertation, die wegen der Geburt unseres ersten Sohns nie fertig wurde, nichts mit Deutschland zu tun hatte: »Die Politisierung der Streiks in Frankreich nach 1945«.

Wie schmerzlich es für mich auch ist, dies gestehen zu müssen, so haben der frühe Tod meines Vaters und sein Versuch, eine Kinderklinik in Saint-Germain-en-Laye zu gründen, die Herausbildung meiner französischen Identität enorm erleichtert. Der 54-jährige deutsche Medizinprofessor hätte in Frankreich alle Diplome ab dem Abitur nachholen, einen jungen französischen Arzt als Strohmann und Namensgeber beschäftigen und also die ganze Bitternis der Emigration ertragen müssen, was nicht ohne Rückwirkungen auf seinen kleinen Sohn geblieben wäre.

In Saint Germain existierte kein Emigranten-Milieu. Sozialisiert wurde ich durch die Schule und die protestantischen Pfadfinder (denn die katholischen nahmen nur katholische Jungs auf, jüdische gab es dort keine). Und auch die ersten Erfahrungen, die meine Mutter und ich in Saint Germain machten und die ich in meiner Rede am 3. Juli 2014 vor dem Deutschen Bundestag beschrieben habe, trugen sehr zu meiner französischen Identität bei. Davon wird später noch die Rede sein.

Mein Beruf war so sehr selbstgewählt, dass ich beinahe versucht wäre, jener schlimmen deutsch-pietistischen Versuchung zu erliegen und zu glauben, Beruf sei Berufung (was ja eine Rechtfertigung ist, politische Tätigkeiten gern denen zu überlassen, die sich

zur Politik berufen fühlen). Mit 17 Jahren habe ich zum ersten Mal eine Klasse unterrichtet, direkt nach meinem Abitur in Südfrankreich – und zwar in Mathematik. Meine Freude am Unterrichten ist immer geblieben, auch wenn ich, sozusagen im Nebenberuf, Journalist war und geblieben bin, wobei ich das deutsche Wort *Publizist* nie verstanden habe.

Andere mit Wärme und Vernunft aufklärerisch beeinflussen zu wollen: Das gehört auch zu meiner Identität. Jedenfalls ist es immer möglich, in die Identitäten des Anderen einzudringen. In seinem kleinen, schönen Buch *De la politique pure* von 1963 (dt. Reine Theorie der Politik, 1967) machte Bertrand de Jouvenel die schlichte zutreffende Feststellung: »Jedes Mal wenn wir bitten, raten, ermahnen oder befehlen, jemand solle dies oder jenes tun oder lassen, erkennen wir an, dass dieser dieses tun kann oder nicht – sonst wäre ja unsere Bemühung, ihn zu beeinflussen, sinnlos.« Beeinflussung anderer im Namen einer Partei wäre mir nie in den Sinn gekommen – außer vielleicht in jener ironisch erfundenen von Leszek Kolakowski, der 1978 in der Zeitschrift *Encounter* den Beitrag *How to be a Conservative-Liberal Socialist. A credo* veröffentlichte. Er endet damit, dass es eine solche Partei nie geben werde, und sei es nur, weil sie den Menschen nicht versprechen könnte, sie zum Glück zu führen.

Ich glaube, wenn ich alle meine Identitäten in einer einzigen zusammenfassen sollte, stünde das im Kern, was ich als 21-jähriger in mein Tagebuch geschrieben habe: »Ich werde nie ein demagogischer Redner sein. Ich werde mich nie an die Instinkte der Zuhörerschaft wenden. Nur an ihre Vernunft und an ihren Sinn für Ethik.«

Zu dieser Grundeinstellung gehört die Wahrheitssuche. Papst Johannes Paul II. hat am 1. Januar 2002 in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag gesagt: »Die Wahrheit kann jedoch auch dann, wenn sie erlangt wird – und das geschieht immer auf eine be-

grenzte und vervollkommnungsfähige Weise —, niemals aufgezungen werden.« Ein schönes, unerwartetes Zeichen katholischer Toleranz! Aber 1993, in seiner Enzyklika *Veritatis splendor* (Glanz der Wahrheit), hat er seine Wahrheit verabsolutiert und den Katholiken auferlegt. Ich für mein Teil bleibe lieber dabei, was ich 1975 am Beginn meiner Friedenspreisrede in der Paulskirche etwas kompliziert gesagt habe: »Es gibt keine absolute Wahrheit. Es gibt aber Dinge, die wahrer sind als andere. Und gerade die, die empfinden, dass sie nur Teilwahrheiten erreicht haben, wissen, dass die anderen, dass auch der Gegner einen Teil der Wahrheit vertritt, und sie sind deshalb einer vollständigeren Wahrheit näher als jene, die wähnen, die Wahrheit zu besitzen, was sie beinahe notwendigerweise zur Beschränktheit und zur Intoleranz verleitet.« Papst Franziskus hat dies viel witziger zum Ausdruck gebracht, als er sagte: »Wenn jemand sagt, er habe die Antwort auf alles, so ist das ein Beweis, dass Gott nicht mit ihm ist!«

Zur Wahrheitssuche gehört auch der Wille zur Kohärenz. Mit meinen Studenten habe ich immer versucht, »sokratisch« zu verfahren. »Wenn du dies willst, so müsstest du logischerweise auch dies wünschen, dann das – aber das willst du nicht. Also gehen wir zum Start zurück, um herauszufinden, wann und warum du entgleist bist.« Dazu gehört eine klare Sprache, die so vielen meiner Kollegen Soziologen oder Politologen völlig abgeht. Willy Brandt hat einmal seinen ultralinken jungen Genossen zugerufen: »Je volksnäher Ihr euch wähnt, desto unverständlicher für das Volk sprecht Ihr.« Das galt und gilt auch für die Theoriebesessenheit mancher »Wissenschaftler«, die die Leere ihrer Lehre verbergen wie der Tintenfisch seinen Körper. Wenn ich stundenlang mit Gymnasiasten diskutiere, so deshalb weil ich in einer für sie klaren Sprache rede, ohne dabei zu versuchen, ihre »Jugendsprache« zu benutzen.

Welche Sprache? Deutsch in Deutschland, Französisch in Frankreich (und schlechtes Englisch an amerikanischen Universitäten!). Dabei ist man nie völlig doppelsprachig. Wenn ich auf Deutsch schreibe, Artikel oder Bücher, so sage ich dem Herausgeber oder dem Verleger immer, er soll doch meine Sprache überprüfen. »Sprachliche Korrekturen nicht nur gestattet, sondern erwünscht.« Sollte der französische Herausgeber oder Verleger es wagen, meinen Text zu korrigieren, wäre ich wütend. Meine Identität ist eben eine französische!

Auch auf zwei anderen Gebieten muss ich das betonen. Ich habe nämlich das Glück, als Außenseiter innerhalb zweier Gemeinschaften mitstreiten zu dürfen, denen ich nicht angehöre. Als Franzose in Deutschland und als Atheist im französischen Katholizismus. Ich protestiere jedes Mal, wenn ich von deutschen Medien oder Veranstaltern als »Deutsch-Franzose« vorgestellt werde. Für mich geht es in Deutschland seit 1945 um das ständige Gefühl einer Mitverantwortung, eines Mitwirkenwollens, Mitwirkendürfens und -könnens, als Begleiter, der von außen kommt und innen dabei ist, Anteil nimmt und miterlebt. Denn mein Vaterland ist nun einmal Frankreich.

KAPITEL 1

Der Finger und das schlimme »Die«

Zwei Sonderfälle: »die« Deutschen und »die« Frauen

Einfache Antworten auf die Frage nach Identitäten sind leicht zu finden. Als Radfahrer fürchte ich mich vor Autos. Als Autofahrer fürchte ich die Radfahrer: Ein gutes Beispiel einer gespaltenen Identität! Viel schwieriger wird es, wenn man die nie erfüllte Forderung meines liebsten französischen Philosophen, Emmanuel Levinas, der als litauischer Jude geboren wurde, richtig versteht: »Die Identität des Individuums besteht nicht darin, sich von *außen* identifizieren zu lassen durch den Finger, der auf einen zeigt.« Was der Andere ist, sollte er selbst sagen. Oft – vielleicht meist – ist er das, was von ihm *gesagt wird*. Im *Dictionnaire philosophique* definierte Voltaire die Identität einfach als *mêmeté*, das Immerderselbe-bleiben. Der Blick des Anderen wird nicht erwähnt (wohl aber die Erinnerung als Grundlage der *mêmeté*, was ich allerdings, wie man später lesen wird, bestreite).

Der französische Politiker Jules Moch (1899–1985) hat zwei entgegengesetzte Identitäten durchlebt, und das sicherlich, ohne sich zu verstellen. 1950/51 war er Verteidigungsminister und kämpfte für mehr und bessere französische Waffen. Von 1952 bis 1960 war er ständiger Vertreter Frankreichs im Ausschuss für Abrüstung der Vereinten Nationen und kämpfte für weniger Waffen. Die wechselnde Überzeugung nach dem Prinzip *la fonction fait l'homme* (die Aufgabe prägt den Menschen) soll im Weiteren untersucht werden. Jules Moch jedenfalls wurde stark von außen wahrgenommen, manchmal auf heuchlerische Art: Als 1976 die Sozialis-

tische Partei und die Kommunistische Partei ein »Gemeinsames Programm« vorstellten, stellte der Sozialist Moch sich gegen diese Initiative, weil er die KP verabscheute. *Le Monde* schrieb über ihn, dass er nach dem Krieg als Innenminister Streiks mit harter Hand bekämpft hatte. Was hätte *Le Monde* wohl berichtet, wenn er für das *Programme commun* eingetreten wäre? Wahrscheinlich, dass Moch 1936/37 Staatssekretär der kommunistisch-sozialistischen Volksfront-Regierung gewesen war – doch zur Verteidigung des neuen Bündnisses musste er 1976 als Reaktionär gebrandmarkt werden.

Der Finger mag absichtlich oder unabsichtlich an der Wahrheit vorbei gehen – doch eine geglaubte Realität ist leider ebenso wirklich wie eine echte. In den Evangelien fragt Jesus zweimal die Jünger: »Wer sagt Ihr, wer ich sei?« Diese Frage sollte jeder den Anderen stellen, wenn er wissen will, was er in deren Augen ist und als was ihr auf ihn gerichteter »Finger« ihn identifiziert. Im Juni 2016 hätten die Europäischen Institutionen und führende Politiker besser daran getan einzusehen, dass das gefälschte Bild vom bösen »Brüssel«, das die englischen Medien Tag für Tag gezeichnet haben, von den BREXIT-Anhänger für wahr gehalten wurde und sie entsprechend beflügelte. Nicht mit einem, sondern mit fünf Fingern hat Beate Klarsfeld Bundeskanzler Kiesinger durch eine Ohrfeige für Millionen Menschen als »alten Nazi« identifiziert, obwohl sie hätte wissen können, dass der Jurist Kurt-Georg Kiesinger während der ganzen Nazi-Zeit junge Juristen heimlich im alten, freiheitlichen Recht ausgebildet hatte.

An sich bräuchte es gar keine identifizierenden Zuschreibungen zu geben, wenn der Andere schlicht als Mensch betrachtet würde. Erzbischof Karol Wojtyla, späterer Papst Johannes Paul II., hat in seinem Buch *Person und Tat* (dt. 1981) geschrieben: »Der Begriff des Nächsten berücksichtigt allein die Menschlichkeit des Menschen, die Menschlichkeit, die jedem anderen zukommt.

Wenn eine wie auch immer geartete Gemeinschaft von dieser fundamentalen Gemeinschaft abgerissen wird, verliert sie ihren ›humanen‹ Charakter.« Allerdings hat Johannes Paul II. stets die katholische und polnische Gemeinschaft privilegiert! In Victor Hugos *Die Elenden* ist der arme Jean Valjean völlig überrascht, als der alte Priester (in Wirklichkeit der Bischof), der ihn bei sich zu Tisch empfängt, ihm sagt, er kenne seinen Namen. »Mein Bruder«, sagt der Gastgeber zu ihm. Bisher hatten alle anderen Dorfbewohner mit dem Finger auf den ehemaligen Häftling gezeigt, da ihn sein gelber Pass als solchen brandmarkte. Der Bischof will ihn verändern und erreicht dies tatsächlich dadurch, dass er ihm vor den Gendarmen die Leuchter schenkt, die Jean Valjean nachts bei ihm gestohlen hatte. Dass jeder Mensch sich verändern und zu einer neuen Identität finden kann, behauptet die katholische Kirche oft – aber dies hätte sie dazu bringen sollen, gegen die Todesstrafe einzutreten, was sie nicht nur nicht getan hat, sondern sie tötete selbst Tausende von Ketzern und Andersgläubigen.

Der Finger äußerer Zuschreibungen ist nicht immer notwendigerweise eindeutig in dem, was er tut. Am 30. Mai 2016 ist Rupert Neudeck gestorben. Er hatte viele Freunde, darunter mich, fand aber nicht genügend Achtung und Beachtung, um ihm den Friedenspreis des deutschen Buchhandels zuzuerkennen, trotz vielfacher Vorschläge in dieser Richtung. Es gab viele schöne Nachrufe, die seine Identität als Buchautor und vor allem als mutiger Helfer der Schwachen herausstellten. Doch über eine wichtige Seite seiner Identität wurde geschwiegen: Zwar stand sein Buch *Ich will nicht mehr schweigen* von 2005 in allen Veröffentlichungslisten – aber ohne den Untertitel »Über Recht und Gerechtigkeit in Palästina«. Seine scharfe Israel-Kritik enthielten die Nachrufe den Leserinnen und Lesern vor. Er und Norbert Blüm, der das Vorwort schrieb, waren dafür des Antisemitismus bezichtigt worden. Was in dem einen Zusammenhang zu wenig ist, kann in einem ande-

ren zu viel sein: Die lange Armenien-Resolution des Bundestags betont bereits im Titel, dass es sich bei den Opfern des Völkermords um Christen handelte. Die französische Nationalversammlung sprach in dem Gesetz, das die Leugnung des Massenmordes an den Armeniern unter Strafe stellt, nur von Armeniern, nicht von Christen. Man vermied jede Gegenüberstellung von Islam und Christentum in Sinne von Mördern und Opfern, die heute mehr als gestern den weitverbreiteten Antiislamismus stärken könnte.

Manchmal ist es überraschend, wie wenig Unterschiede in der Identität noch nach Jahrzehnten wahrgenommen werden. *Waffen-SS* ist nicht *SS*. In die *SS* trat man mit einem Schwur ein, der immer an einem 9. November abgelegt wurde – denn dies war nicht (nur) das Datum der sogenannten »Kristallnacht«, sondern in diesem Fall das des gescheiterten Hitler-Putsches von 1923 in München. Zur *Waffen-SS*, als militärischer Elite-Einheit, wurden 900.000 junge Deutsche eingezogen, darunter sehr wenige Freiwillige. Zwar musste die *Waffen-SS* viele verbrecherische Befehle ausführen, aber hatte man die Wahl? Nicht gehorchen bedeutete harte Bestrafung, vielleicht sogar ein Todesurteil. Frankreich entdeckte 1953 beim Prozess gegen jene *Waffen-SS*-Einheit, die das Dorf und die Bevölkerung von Oradour-sur-Glane vernichtet hatte, dass dabei zahlreiche Elsässer mitgewirkt hatten, die *malgré nous* (die Wider-Willens). Die Elsässer wurden schnell begnadigt, die anderen, die deutschen *Waffen-SS*-ler, die zumeist auch keine Freiwilligen waren, nicht. Noch im Juni 2016 wurde vom Landgericht Detmold ein alter Mann verurteilt, der *SS*-Wachmann in Auschwitz gewesen war. Laut Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunal hätte seine individuelle Schuld nachgewiesen werden müssen. Er wusste, dass Menschen vergast wurden, scheint aber nicht selbst gemordet zu haben. Gleichwohl reagierten die deutschen Medien auf seine Verurteilung mit einem

»endlich«. In Deutschland hieß es zu der Zeit, als die Vergasungen stattfanden: »Lieber Gott mach mich stumm/Dass ich nicht nach Dachau kumm!« Hätte der Angeklagte sich in Auschwitz gegen das Verbrechen aufgelehnt, so wäre er sicher nicht nur mit einem Verweis davongekommen.

Niemand sollte Günter Grass vorwerfen, bei der Waffen-SS gewesen zu sein. Aber sein langes Schweigen darüber war zumindest ein moralisches Vergehen. Auch seine Kritik am Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl und US-Präsident Ronald Reagan am 5. Mai 1985 auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, wo 43 Waffen-SS-Leute, überwiegend Wehrpflichtige zwischen 17 und 19 Jahren, ruhen, war hart. Bei seinem Eingeständnis 2006 hätte Grass sagen sollen: »Wäre ich im Krieg gefallen, hätte sich mein Grab auch auf diesem Friedhof befinden können.«

Man kennt die dumme Geschichte: Perikles sagt, alle Griechen seien Lügner. Aber Perikles ist Grieche. Also ist er ein Lügner und die Griechen sind keine Lügner. Aber dann hat er die Wahrheit gesagt und die Griechen sind Lügner. Also ist er ein Lügner und die Griechen sind keine Lügner. Aber er ist Grieche. Also hat er die Wahrheit gesagt und die Griechen sind Lügner und so weiter und so fort.

Was ist nun so absurd daran? Das Gegenteil von »die« ist nicht »keiner«. Sondern es muss heißen: Die einen sind so und die anderen anders. Auch ist das Gegenteil von »immer« nicht »nie«, sondern »manchmal so, manchmal anders«.

Die Engländer, die Juden, die Moslems, die Flüchtlinge, die Katholiken, die Nachbarn, die Ärzte, die Hausfrauen, die Apotheker, die Landwirte: Das »Die« kommt entweder von außen oder von Gruppenvertretern, die behaupten, alle zu vertreten, die das »Die« angeblich umfasst.

Manchmal muss man »die« sagen, zum Beispiel, wenn es um die Richter der französischen Hohen Gerichte geht, denn bei ihnen gibt es keine Minderheitsvoten. Beim amerikanischen *Supreme Court* und beim Bundesverfassungsgericht darf man »das Gericht« sagen, aber nicht »die Richter«, sondern, will man korrekt sein, nur »die Mehrheit der Richter«.

Wichtig dabei ist nicht nur das »Die«, sondern die dadurch meistens entstehende Gegenüberstellung eines »Wir« und eines »Die da«, die anders sind. Werden »Die da« kollektiv als Verbrecher angesehen, spornt das zur Rache an, die bei den Anderen ihrerseits Rächer erzeugt. So geht es unheilvoll weiter.

Zwei Einzelfälle sind politisch oder gesellschaftlich so umfassend – wenn auch ihrer Natur nach völlig verschieden –, dass es sich lohnt, sie ausführlicher zu untersuchen, nämlich »die Deutschen« und »die Frauen«.

Die Deutschen

1994 war ich weit weg von Europa in Singapur. Neben den Vorlesungen an der Universität, besuchte ich ein deutsches Gymnasium. Als erste meldete sich eine siebzehnjährige Schülerin, die mit viel Bitterkeit in der Stimme fragte: »Wenn ich einmal eine siebzehnjährige Tochter haben werde, darf sie hoffen, nicht mehr Anklage und Argwohn im Gesicht des Gesprächspartners zu entdecken, wenn sie sagt, sie sei eine Deutsche?«

Sie hatte nicht die nachdenkliche Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker gelesen, die er am 8. Juni 1985 vor dem Evangelischen Kirchentag in Düsseldorf gehalten hatte über *Die Deutschen und ihre Identität*: »Was hat die Tatsache, ein Deutscher zu sein, mit meiner eigenen Identität als Mensch zu tun? Viel oder wenig? Ist sie mir ziemlich gleichgültig? Fordert sie mich

heraus? Prägt sie mein Bewusstsein? Stellt sie mich vor verantwortliche Aufgaben? Gerade als Deutscher vor Aufgaben, die ich sonst nicht hätte? Wenn ja, vor welche? (...) Es gibt keine einfachen, keine allgemein verbindlichen und keine unveränderlichen Antworten. (...) Identität ist aber auch die Frage, wie man für andere verständlich ist, ob und wie uns unsere Mitmenschen und Nachbarn verstehen können.«

Gegen Ende der langen Rede werden die beiden »Grunddaten« dargestellt, die »für uns in der Bundesrepublik« gelten sollen: »Das erste ist unsere Westbindung. Wir gehören in den Kreis der westlichen Demokratien. Es ist die innere Wertordnung, es sind die Verfassungsgrundsätze, die uns mit denen zusammenbindet, welche denselben inneren Prinzipien verpflichtet sind. Diese Bindung an einen ständig verbesserungsbedürftigen, aber eben auch verbesserungsfähigen freiheitlichen und sozialen Rechtsstaat ist endgültig und unwiderruflich. Das zweite Grunddatum ist unsere Zusammengehörigkeit mit den Deutschen in der DDR.« In seiner großen Abschiedsrede am 18. Januar 2017 hat Joachim Gauck dies etwas anders formuliert: »Als Verfassungspatriot bleibe ich allerdings auch Deutscher.«

Gerhard Kiersch, Professor am Berliner Otto-Suhr-Institut und ein hervorragender deutscher Frankreich-Experte, veröffentlichte 1986 ein Buch auf Französisch mit dem Titel *Les héritiers de Goethe et d'Auschwitz* (Die Erben von Goethe und Auschwitz). Wie lebt man mit dieser doppelten Identität? Wie kommt man damit zurecht, dass sie von außen ständig verfälscht wird? Zum Beispiel wenn Michel Tournier, der in Deutschland wie in Frankreich viel gelesen wird, in seinem Buch von 2004 *Le bonheur en Allemagne* der an sich schon dummen, aber in Frankreich leider oft zitierten Reihe Luther-Bismarck-Hitler noch Adenauer hinzufügt. Dabei hat das eigentliche französische Feindbild nicht »die Deutschen«

geheißen, sondern »die Preußen«. In den Novellen des 19. Jahrhunderts, bei Alphonse Daudet oder Guy de Maupassant, gibt es zwar deutsche Soldaten, aber die Offiziere, die mörderische Befehle geben oder sich an einer Frau vergehen wollen, sind allesamt Preußen. Ähnlich wie in dem netten Film *Good bye, Lenin* macht man 1870 einen alten Offizier glauben, die französische Armee rücke täglich Richtung Berlin vor. Er hört Gerüchte: »Morgen ziehen sie in Paris ein.« Er geht heimlich ans Fenster – und: Kein französischer Siegesmarsch ertönt, sondern eine andere Musik. Er schreit »Les Prussiens!« und stirbt.

1945 hatte sich daran nicht allzu viel geändert. Die erste Regierungsanweisung aus Paris an die Besatzungsbehörde in Baden-Baden spricht mehr von der notwendigen *déprussianisation* als von der Denazifizierung. In seinen *Carnets* (Aufzeichnungen) erzählt Vincent Auriol, Präsident der Republik, von einem Gespräch, das er am 28. Dezember 1948 mit dem ehemaligen und künftigen Französischen Botschafter in Deutschland, André François-Poncet, hatte. Es ging um den Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Kurt Schumacher, der beinahe die ganzen Jahre von 1933 bis 1945 in Konzentrationslagern verbracht hatte:

»Schumacher ist ein schrecklicher Kerl, sagt der Präsident.

- Er ist ein hartgesottener Preuße.
- Schumacher scheint mir ein beinahe faschistischer Nationalist zu sein.
- Ja, er ist ein linker Hitler. Er ist ein Preuße.«

Noch im Januar 1962 sagte mir Staatspräsident Charles de Gaulle in einem längeren Gespräch: »Sie und ich, wir wissen doch, dass auf der anderen Seite Preußen liegt.« Dass die bösen Preußen Kommunisten geworden sind, wirklich nicht erstaunlich! Bei Rheinländern oder Bayern wäre es überraschend gewesen! Stereo-